

Jörg Kastner

1918 – Geheimakte Romanow

Band 1:

Das Haus der Verbannten

Roman



*Wieder einmal für Corinna,
wieder einmal mit Dank,
diesmal für besonders viel Geduld.*

*Ach, lieber Onkel Zeppelin,
Ach, lass dich doch erbitten,
Komm über unsre Gegend hin
Mal durch die Luft geglitten!
So recht mit surrendem Gebraus
Und mit Propellerkrachen!
Du solltest über unserm Haus
Mal eine Schleife machen!*

Aus einem Kinderlied,
abgedruckt im »Berliner Lokalanzeiger« (1909)

Wie man den Krieg führt, das weiß jedermann, wie man den Frieden führt, das weiß kein Mensch. Ihr habt stehende Heere für den Krieg, die jährlich viele Milliarden kosten. Wo habt Ihr Eure stehenden Heere für den Frieden, die keinen einzigen Para kosten, sondern Milliarden erbringen würden? Wo sind Eure Friedensfestungen, Eure Friedensmarschälle, Eure Friedensstrategen, Eure Friedensoffiziere?

Aus Karl May,
»Ardistan und Dschinnistan Band 1« (1907)

Prolog

Berlin, im Dezember 1922

Andrej Tarnawski musste gegen die Müdigkeit kämpfen, so gleichmäßig floss der Strom aus Automobilen und Omnibussen über die Leipziger Straße. Kein einziges rotes Haltezeichen weit und breit. Der Verkehr rollte mit einheitlicher Geschwindigkeit dahin und jeder Fahrer hielt brav das vorgegebene Tempo ein. Mit deutscher Gründlichkeit, konnte man sagen. Tarnawskis ermatteter Geist wurde von einem kleinen, privaten Heiterkeitsausbruch belebt. Er musste über die Deutschen lächeln und gleichzeitig konnte er nicht anders, als sie zu bewundern. Warum sonst hätte er seine neue Existenz ausgerechnet in Berlin aufgebaut und nicht in London oder Paris?

Vor vier Jahren erst hatte Deutschland den Großen Krieg verloren, den Weltkrieg. Ein Reich war in die Knie gegangen und der einst so stolze Kaiser Wilhelm II. lebte jetzt zurückgezogen auf einem Schloss in Holland, wo er angeblich privaten wissenschaftlichen Forschungen nachging. Aber Deutschland war nicht tot, es lebte, und sein Herz, Berlin, pochte wie wild. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt schritt zügig auf die Vier-Millionen-Marke zu, große Ausstellungen lockten Besucher aus aller Welt an, fast wöchentlich öffneten neue Revuetheater und Vergnügungsparks ihre Tore, und der Automobilverkehr war derart angewachsen, dass der Straßenbau Hochkonjunktur hatte. Manchmal erschienen die Deutschen ihm als ein Volk von Ameisen, emsig bestrebt, ihre Arbeitsmethoden noch effektiver zu gestalten und bessere Straßen zu bauen, um schneller zu Arbeit zu gelangen. Selbst die Theater und Vergnügungstätten schienen in Deutschland nur dem Zweck zu dienen, die Arbeitskraft der menschlichen Ameisen zu erhalten. Doch eins musste man den Deutschen lassen: Sie hatten sich nach dem verlorenen Krieg und den Revolutionswirren schnell wieder aufgerappelt!

Tarnawski war letztlich auch nur eine dieser Ameisen. Eine reichlich müde Ameise, die am letzten Abend zu lange bei Fürst Nikulin gewesen war, zu viele Trinksprüche ausgebracht und zu viel Champagner getrunken hatte. Er merkte, wie seine Aufmerksamkeit nachließ und dass es ihm im öden Gleichfluss des Straßenverkehrs zunehmend schwerer fiel, das Lenkrad des Citroën C gerade zu halten. Vielleicht lag es an seiner Müdigkeit, dass er die Frau zu spät sah. Wie ein Geist tauchte sie plötzlich vor seiner Motorhaube auf und starrte ihn an. War sie genauso erschrocken wie er, oder warum traf sie keine Anstalten, sich durch einen Sprung von der Fahrbahn in Sicherheit zu bringen? Von einem Augenblick zum anderen war Tarnawski hellwach und bremste, aber er wusste, dass es zu spät war. Als sein Wagen zum Stehen kam, war die Frau so unwirklich schnell verschwunden, wie sie eben aufgetaucht war. Als hätte es

sie nie gegeben. Aber der kaum merkliche Aufprall, den er beim Anhalten gespürt hatte, zeigte ihm, dass die Frau kein Trugbild seines übernächtigten Geistes gewesen war.

Tarnawski sprang auf die Straße und achtete nicht auf den wuchtigen Pritschenwagen, der mit wütendem Gehepe nur einen Fingerbreit hinter dem Citroën anhielt. Tarnawski lief nach vorn, wo sich erste Neugierige einfanden. Wie gebannt starrten sie auf die Frau in dem schäbigen Mantel, die vor Tarnawskis Wagen lag. Er war der Einzige, der sich zu ihr niederbeugte, nach ihrem Puls- und Herzschlag fühlte.

»Was ist denn?«, rief eine korpulente Frau neben ihm. »Ist sie tot?«

»Zum Glück nicht«, antwortete Tarnawski. »Ich glaube, der Aufprall war nicht sehr stark. Sie scheint mehr vom Schreck ohnmächtig zu sein.«

»Man muss einen Krankenwagen rufen«, schlug ein Mann in schmutziger Arbeiterkleidung vor.

»Nicht nötig«, erwiderte Tarnawski. »Gleich um die Ecke wohnt ein guter Arzt, ein Freund von mir. Ich wollte gerade zu ihm. Mir müsste nur jemand helfen, die Frau in den Wagen zu setzen.«

»Mach ich doch«, sagte der Mann in der Arbeiterkleidung und stapfte durch den Schneematsch auf die Straße.

Die Frau war ungewöhnlich leicht. Tarnawski, der groß und von kräftiger Statur war, hätte der Hilfe des Fabrikarbeiters vielleicht gar nicht bedurft. Aber so ging es schneller und nach zwei Minuten setzte Tarnawski die unterbrochene Fahrt fort. Mit ihm setzte sich auch die endlose Blechschlange in Bewegung, die sich hinter dem Citroën gebildet hatte.

Tarnawski parkte auf dem Hinterhof des großen dunklen Hauses, in dessen zweitem Stockwerk Iossif Nasarew wohnte und praktizierte. Vielleicht war Nasarew derjenige von all den vielen Exilrussen, die es seit dem Sturz der Romanows nach Berlin verschlagen hatte, für den sich am wenigsten geändert hatte. Nasarew hatte in Petersburg – oder Petrograd, wie es seit dem Krieg hieß – eine florierende Praxis geführt, deren Patientenstamm sich vornehmlich aus Aristokraten und Großkaufleuten zusammengesetzt hatte. Und genauso war es für Nasarew in Berlin weitergegangen. Ein paar seiner Patienten, die er aus Petersburg mitgebracht hatte, waren inzwischen allerdings weit weniger betucht. Aber Nasarew verdiente genug, um ihnen einen »unbegrenzten Kredit« zu gewähren, wie Nasarew es höflich nannte. Natürlich wusste er, dass die verarmten Adligen wohl niemals genügend Geld aufbringen würden, um ihn zu bezahlen. Aber sie waren eine verschworene Gemeinschaft und träumten unverdrossen vom Wiedererstarken der Monarchie, von einem neuen Zaren, der die alte Ordnung wiederherstellte und den entrechteten und enteigneten Exilanten wieder zu Einfluss und Geld verhalf.

Andrej Tarnawski hatte beschlossen, sich nicht auf Wunschträume zu verlassen, und seinen alten Beruf als Großmaschinenhändler wieder aufgenommen. Industrie und Technik machten rasende Fortschritte und Tarnawski hatte es innerhalb weniger Jahre dank der starken Nachfrage nach Motoren zu neuem Wohlstand gebracht.

Die Frau hing reglos und mit geschlossenen Augen auf dem Beifahrersitz. Der Kopf war zur Seite gerutscht und ihm fiel ihr bleiches, ausgemergeltes Gesicht auf. Tiefe Ringe hatten sich unter den Augen eingegraben. Eine Strähne des ungepflegten, fettigen Haares fiel in ihr Gesicht und verdeckte, wie ein gescheiterter Gnadenakt, einen Teil davon. Vergebens versuchte Tarnawski ihr Alter zu erraten. Offenbar hatte sie es im Leben nicht gerade leicht gehabt. Sie mochte Anfang zwanzig sein oder gut und gern fünfzehn Jahre älter. Er konnte es einfach nicht sagen.

Sie war wirklich leicht und er trug sie auf den Armen wie ein Kind. Eine ältere Dame mit viel zu großem und viel zu buntem Hut kam ihm im Treppenhaus entgegen und starrte ihn an, als sei er Jack the Ripper. Tarnawski kümmerte sich nicht um sie, sondern steuerte den separaten Zugang zu Nasarews Praxis an. Am Empfang saß die hübsche, blonde Tamara und wollte gerade eine freundliche Begrüßung flöten, da fiel ihr Blick auf die bewusstlose Frau.

»Ein Verkehrsunfall«, erklärte Tarnawski, bevor sie auch nur zu einer Frage ansetzen konnte.

»Bitten Sie Dr. Nasarew, dass er sich sofort um die Frau kümmert!«

Tamara sprang auf, eilte in den angrenzenden Raum und drei Minuten später lag die Bewusstlose auf einem Behandlungstisch. Tarnawski ging vor der Tür auf und ab und merkte irgendwann, dass seine Handflächen feucht waren. Er hatte keine äußeren Verletzungen erkennen können. Aber was, wenn die Frau schwere innere Verletzungen hatte, wenn sie starb? Verloren Kinder ihre Mutter, ein Mann seine Frau? Er konnte sich die Unbekannte nicht so recht als Ehefrau und Mutter vorstellen. Er konnte es nicht begründen, aber sie wirkte nicht wie ein Mensch, der sich um andere zu kümmern hatte oder um den andere sich kümmerten. Sie hatte etwas Einsames an sich, etwas Verlorenes.

Nasarew trat unerwartet aus der Tür und schüttelte traurig den Kopf.

»Ist sie ...«, fragte Tarnawski zögernd, ohne das fatale Wort auszusprechen.

»Nein.«

»Schwer verletzt?«

»Kann man nicht sagen. Du kannst sie mit dem Wagen nur leicht angeschubst haben, Andrej, sie hat kaum blaue Flecke.«

»Aber dann verstehe ich nicht, dass sie zusammengeklappt ist. Was hat sie?«

»Hunger.«

»Wie?«, fragte Tarnawski ungläubig.

»Die Frau wäre wahrscheinlich auch ohne deine automobilistische Mitwirkung zusammengebrochen. Ich vermute, sie war so schwach, dass sie sich nicht mehr halten konnte und dir vor deinen flotten Citroën gewankt ist. Kein Wunder, sie hat keinen einzigen Pfennig in der Tasche, übrigens auch keine Papiere.«

»Ist sie bei Bewusstsein?«

»Wie man's nimmt.«

Tarnawski seufzte. »Ich glaube, alle Quacksalber lernen im ersten Semester, sich möglichst unklar auszudrücken. Ist das euer Berufsgeheimnis?«

»Sie spricht, aber sie sagt nichts Vernünftiges. Nur Dinge wie: ‚Nicht schlagen. Tut mir nichts. Ich bin nur ein Bauernmädchen.‘ Und solches Zeug.«

»Wie ein Bauernmädchen wirkt sie nicht gerade.«

»Nein«, pflichtete Nasarew ihm bei. »Schon gar nicht wie eins, das den harten Boden von unserem geliebten, fernen Mütterchen Russland beackert hat.«

»Sprich noch einmal in Rätseln zu mir und ich wechsle den Arzt!«

»Ich wollte damit nur andeuten, dass sie Russisch spricht.«

Tarnawski, das Gesicht ein einziges Fragezeichen, starrte seinen Freund an.

»Tja«, lachte Nasarew. »Wie es aussieht, hast du famoser Automobilist deinen Citroën zielsicher gegen eine von uns gelenkt.«

Tarnawski konnte es nur schwer glauben. Dieser Tag verlief ganz anders als er es geplant hatte. Ursprünglich hatte er Iossif Nasarew zu einem gepflegten Mittagessen in dem ungarischen Restaurant abholen wollen, das vorigen Monat nur ein paar Häuser weiter eröffnet hatte. Jetzt musste Tamara zur Eckkneipe gehen und ein Tablett voller belegter Brote besorgen.

Die fremde Frau blickte den Berg Stullen skeptisch an, als halte sie das Ganze für ein Täuschungsmanöver oder eine Fata Morgana. Sie wirkte auf Tarnawski wie ein Tier, dem man ein unbekanntes Fressen vorgesetzt hatte und das jetzt nicht wusste, ob man ihm etwas Gutes tun oder es vergiften wollte. Nach zwei oder drei Minuten gegenseitigen Anstarens griff Tarnawski einfach zu und biss herzhaft in ein dick mit Blutwurst belegtes Brot. Nasarew zwinkerte ihm anerkennend zu, langte ebenfalls zu dem Tablett und kaute ein wenig übertrieben glückselig auf einem Mettwurstbrot herum. Die Frau beobachtete das Ganze noch immer vorsichtig, griff dann mit überraschender Schnelligkeit in den Brotstapel und vertilgte ihr Käsebrot mit geradezu maschineller Effizienz. Sie musste wirklich Hunger haben. Die beiden Männer schafften jeweils zwei der großen, überreich belegten Brotscheiben. Die Frau aß so viel wie sie beide zusammen.

»Hat es geschmeckt?«, fragte Tarnawski mit Blick auf die Fremde. Ganz bewusst sprach er Deutsch.

Sie nickte und antwortete auf Russisch: »*Otschen choroscho!*« Sekunden später fügte sie in ebenso hervorragendem Deutsch hinzu: »Sehr gut. Danke sehr.«

Nasarew lächelte sie an. »Haben Sie Schmerzen?«

»Nein, danke, keine Schmerzen.«

»Gott sei Dank!«, stieß Tarnawski erleichtert hervor. »Dann werde ich Sie nach Hause fahren.«

Sie wirkte plötzlich verwirrt. »Nach Hause?«

»Ja, zu Ihrer Wohnung. Oder wohin Sie möchten. Das bin ich Ihnen wohl schuldig. Und es macht mir keine Mühe. Nennen Sie mir einfach die Adresse!«

»Die Adresse? Welche?«

»Na, dort, wo Sie wohnen.«

Erst nickte sie verständnisvoll, aber plötzlich schüttelte sie den Kopf und blickte die Wand hinter Tarnawski und Nasarew an. Mit leiser, monotoner Stimme erklärte sie: »Ich wohne nirgends.«

Obdachlos also. Das erklärte ihre heruntergekommene Erscheinung, das Fehlen von Geld, ihren Hunger.

Nasarew sah Tarnawski an und sagte leise: »Zwei Querstraßen weiter gibt es ein Obdachlosenheim, ganz in Ordnung. Ich weiß das, weil ich einmal die Woche dort den Samariter spiele und für die Heimbewohner eine kostenlose Sprechstunde abhalte.«

Tarnawski grinste breit. »Bist du katholisch geworden, dass du so auf deine Seligsprechung hinarbeitest?«

Nasarew zuckte mit den Schultern. »Heute Nachmittag muss ich wieder hin. Ich nehme unsere Patientin einfach mit.«

»Kommt nicht infrage!«, beschied ihn Tarnawski. »Sie scheint eine von uns zu sein. Mein Haus ist sehr groß und sehr leer. Ich nehme sie mit zu mir.«

Jetzt grinste Nasarew: »Wer ist hier wohl katholisch?«

Tarnawski ignorierte ihn und wandte sich der Frau zu. »Kommen Sie aus Russland? Wie heißen Sie?«

Er erhielt keine Antwort.

*

Sie aß. Sie wusch sich. Sie zog die neuen Kleider an, die Tarnawski ihr besorgt hatte. Und sie unternahm, wenn er sie dazu aufforderte, mit ihm Spaziergänge im großen Garten seiner Villa

in Reinickendorf. Aber sie sprach kaum. Wenn sie den Mund öffnete, waren es meistens nur wenige Silben wie »Guten Morgen«, »Danke« oder »Ich bin satt.«

Tarnawski sprach sie mal auf Deutsch und dann wieder auf Russisch an und immer antwortete sie in der jeweiligen Sprache. Versuchsweise probierte er es mit Französisch und Englisch und auch diese Sprachen beherrschte sie. Sie mochte ohne Obdach sein, regelrecht auf den Hund gekommen, aber sie stammte nicht aus der unteren Schicht, nicht aus ungebildeten Kreisen.

Und sie war schön. Trotz der tiefen Linien, die das Schicksal ihr ins Gesicht geschnitten hatte. Sauber und mit gewaschenen Haaren, in guten Kleidern, wirkte sie ganz anders als in dem schmutzbesudelten alten Mantel, den sie bei ihrer ersten Begegnung getragen hatte. Sie strahlte eine natürliche Schönheit aus und ihr Gesicht hatte etwas Feines, fast Aristokratisches. Auch ihre Haltung und ihre Manieren waren tadellos und eins stand für Tarnawski sehr schnell fest: Sie war kein Bauernmädchen, weder ein russisches noch ein deutsches. Nur etwas wusste er nicht und manchmal glaubte er, es niemals in Erfahrung zu bringen: Wer sie war.

Sie antwortete auf Fragen nach ihrer Identität einfach nicht. Sie äußerte sich noch nicht einmal zu der Frage, ob sie es nicht wusste oder nur nicht sagen wollte. Tarnawski fragte sich immer wieder, ob sie sich nicht erinnern konnte oder ob sie es einfach nicht preisgeben wollte. Er wusste es nicht. Nur eins stand fest: Die Frau war von einem großen Geheimnis umgeben.

Am dritten Abend nach dem Vorfall auf der Leipziger Straße waren turnusmäßig die *Freunde Russlands* bei ihm zu Gast. So nannte sich der Kreis der Exilrussen um Fürst Nikulin, der sich anfänglich zusammengefunden hatte, um über Möglichkeiten zur Wiederbelebung der russischen Monarchie zu diskutieren. Über die Jahre war daraus mehr eine fröhliche Herrenrunde geworden, die in Erinnerungen an jene Zeit schwelgte, die immer erst im Rückblick zur sogenannten guten alten verklärt wird. Nur Fürst Nikulin, der in seinem früheren Leben Militärberater des Zaren gewesen war, schien das nicht wahrzunehmen. Unverwüstlich hielt er flammende Reden wider den roten Terror und Lobpreisungen auf eine Zarenherrschaft, die niemand sonst unter den *Freunden Russlands* in so uneingeschränkt guter Erinnerung hatte wie er.

Iossif Nasarew traf eine halbe Stunde vor der Zeit ein, um die namenlose Fremde zu untersuchen. Die Untersuchung fiel zu seiner größten Zufriedenheit aus und er sagte zu Tarnawski, dass sein Logiergast sich rundum wohlfühle.

»Hat sie dir das gesagt, Iossif?«

»Hm, nicht so direkt. Aber meine Untersuchung hat es ergeben. Du sorgst wirklich gut für sie.«

»Was hat sie dir denn gesagt?«, bohrte Tarnawski weiter.

»Eigentlich gar nichts, wenn ich so darüber nachdenke.«

»Dachte ich mir.«

Nasarew warf dem Freund einen misstrauischen Blick zu. »Du scheinst beinahe erleichtert, Andrej.«

»Das bin ich auch. Mir gegenüber hält sie sich nämlich sehr bedeckt. Ich wäre schwer erschüttert, wenn du in fünfzehn Minuten mehr aus ihr herausbekommen hättest als ich in drei Tagen.«

»Immerhin bin ich ihr Arzt!«, sagte Nasarew mit übertriebenem, weil nur gespielterm, Ernst.

Ein Mann trat ein und fragte: »Um wen geht es? Um Ihren Hausgast, Andrej Alexandrowitsch?«

Im Eingang des Salons stand die hochgewachsene, hagere Gestalt des Fürsten Nikulin. Sein längliches, asketisches Gesicht, gekrönt von einer hohen Stirn und einem schlohweißen Haarschopf, ließen ihn im Verein mit der leicht vorgebeugten Körperhaltung wie einen Raubvogel auf der Suche nach Beute wirken.

»Sie scheinen bestens informiert zu sein, Fürst«, erwiderte Tarnawski und warf Nasarew einen säuerlichen Blick zu. Da Fürst Nikulin die Neuigkeit nicht von Tarnawski hatte, kam nur der Arzt infrage.

»Ich glaube, meine Sekretärin Tamara geht seit ein paar Wochen mit dem Kammerdiener des Fürsten aus«, sagte Nasarew mit einer entschuldigenden Geste.

Nikulin lächelte vielsagend und trat näher. »Was ist das für eine Geschichte mit dieser halb verhungerten Frau?«

Tarnawski teilte ihm in knappen Worten die Fakten mit.

»Das klingt ja nach einem Hintertreppenroman dieser Courths-Mahler, wie unsere Dienstmädchen sie verschlingen«, kommentierte der Fürst die Geschichte. »Und sie spricht wirklich perfekt Russisch?«

»Ebenso gut wie Deutsch«, antwortete Tarnawski.

»Keine Hinweis auf ihre Identität? Kein Brief oder keine Fotografie in ihren Taschen?«

»Nichts«, bestätigte Tarnawski. »Der einzige persönliche Gegenstand in ihrem Besitz ist ein Medaillon.«

Nikulin sah ihn interessiert an. »Was für ein Medaillon?«

»Ich konnte es mir nicht näher ansehen. Sie trägt es um den Hals und hütet es wie ihren Augapfel.«

»Verstehe«, murmelte der Fürst und dachte einen Moment nach, bevor er sagte: »Andrej Alexandrowitsch, ich möchte Ihren Gast gern sehen.«

»Ich werde sie fragen.«

»Nicht fragen«, sagte Nikulin in einem Tonfall, der seine frühere Autorität am Zarenhof errahnen ließ. »Führen Sie mich einfach zu ihr!«

Widerwillig erfüllte Tarnawski ihm den Wunsch. Begleitet von Nasarew gingen sie hinauf ins Obergeschoss. Die Frau saß in ihrem Zimmer und tat das, was sie häufig tat, wenn sie allein war: Sie starrte aus dem Fenster. Ihr Blick ruhte skeptisch auf Fürst Nikulin, als die drei Männer eintraten.

Der Fürst grüßte sie knapp und höflich und betrachtete sie eine ganze Weile. Schließlich sagte er auf Russisch: »Unser gemeinsamer Freund Andrej hat mir von Ihrem schönen Medaillon erzählt. Dürfte ich es mir einmal ansehen?«

»Warum?«, fragte sie nur, ebenfalls auf Russisch.

»Ich interessiere mich für solche Kostbarkeiten. Falls mir das Medaillon gefällt, würde ich es Ihnen zu seinem sehr guten Preis abkaufen.«

»Es ist nicht zu verkaufen.«

»Weshalb denn nicht?«, erkundigte sich Nikulin.

»Es ist nicht zu verkaufen«, wiederholte die Frau monoton.

»Darf ich es mir trotzdem einmal ansehen?«

»Nein.«

Nikulin wandte sich an seine Begleiter: »Halten Sie die Dame bitte fest!«

Tarnawski zögerte. Es widerstrebt ihm, der Anweisung Folge zu leisten. Ein sehr dünnes Band des Vertrauens begann zwischen ihm und der Unbekannten zu entstehen. Ein Band, das er nicht durch eine unbedachte Handlung zerreißen wollte. Aber Fürst Nikulin war eine Autoritätsperson unter den Exilrussen. Ihm zu widersprechen war fast so, als hätte man sich im Russland der Romanows einem Befehl des Zaren widersetzt. Widerwillig gehorchte Tarnawski und hielt einen Arm der Frau fest, während Nasarew nach dem anderen griff. Als Tarnawski in das Gesicht der Frau sah, bereute er seine Handlung. Dort stand die nackte Angst geschrieben, eine Panik, die in keinem Verhältnis zu dem tatsächlichen Vorgang stand. Ihm wurde klar, dass die Frau Schlimmes erlebt hatte, schreckliche Dinge, die sie für ihr Leben gezeichnet hatten.

Trotz der Panik verhielt sie sich still, als Nikulin vortrat, den Kragen ihrer Bluse öffnete und das Medaillon hervorzog. Vielleicht war es auch gerade wegen dieser Angst, überlegte Tarnawski. Möglicherweise hatte die Frau gelernt, sich ruhig zu verhalten, wenn sie überleben wollte.

Das Medaillon hing an einer Lederschnur, was unpassend wirkte. Vermutlich war die ursprüngliche Kette gerissen. Es bestand aus einem silbernen Oval, in das ein russisches Kreuzzeichen mit zwei Querbalken und einem schräg gestellten Fußbalken eingelassen war. Nikulin betrachtete das Amulett eingehend von beiden Seiten.

Dann trat er zurück, ging vor der Frau auf die Knie, senkte das Haupt und sagte: »Kaiserliche Hoheit, bitte vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen zu nahe getreten bin!«

*

»Anastasia?«, stöhnte Graf Selinski. »Nicht schon wieder, bitte!«

Der korpulente Adlige hatte offenbar beschlossen, den ungläubigen Thomas zu geben, als die *Freunde Russlands* beisammensaßen und über die Frau diskutierten, die ein Stockwerk über ihnen allein in ihrem Zimmer saß und laut Fürst Nikulin niemand anderes war als die Großfürstin Anastasia Nikolajewna, die Tochter des letzten Zaren Nikolaus II. Seit Nikulin das Amulett betrachtet hatte, war eine halbe Stunde vergangen. Eine halbe Stunde, während der sich die Exilrussen die Köpfe heißgeredet hatten.

Nasarew versuchte, die Wogen zu glätten: »Niemand von uns hat in so engem Kontakt zu der kaiserlichen Familie gestanden wie Fürst Nikulin. Wenn er die Frau als Anastasia identifiziert, sollten wir das ernsthaft erwägen.«

Selinski war noch nie ein Freund Nikulins gewesen und die alte Gegnerschaft zwischen ihnen beiden mochte ein Grund für seine beharrliche Ablehnung sein. Kampfeslustig reckte er seinen fast kahlen Quadratschädel vor. »Darf ich daran erinnern, dass Fürst Nikulin schon einmal eine Frau als Großfürstin Anastasia identifiziert hat! Und zwar jenes Fräulein Unbekannt, von dem wir inzwischen alle wissen, dass sie eine mehr dreiste als geschickte Hochstaplerin ist.«

Er spielte auf jene Frau an, die Anfang 1920 versucht hatte, sich durch einen Sprung in den Landwehrkanal das Leben zu nehmen. Ein zufällig anwesender Polizist zog sie aus dem Wasser und man hatte die verwirrte junge Frau als »Fräulein Unbekannt« ins Dalldorfer Irrenhaus eingeliefert. Irgendwann war das Gerücht aufgetaucht, bei ihr handle es sich um Anastasia Romanowa, und sie hatte die wilde Geschichte ihrer Flucht vor den Bolschewiki, die ihre Familie ermordet hatten, verbreitet. Im Nachhinein erschien es Tarnawski schwierig zu sagen, wie die Frau, die sich jetzt Fräulein Tschaikowski nannte, eine so große Anhängerschar unter

den Exilrussen hatte finden können. Vielleicht hing es mit dem brennenden Wunsch zusammen, eine Hoffnungsträgerin für ein Wiedererstarken der russischen Monarchie zu finden. Anfangs hatten viele Exilrussen ihr geglaubt und manche, die mit den Romanows bekannt gewesen waren, hatten sie als Anastasia identifiziert. Auch Fürst Nikulin, der seinen Fehler erst vor wenigen Wochen öffentlich zugegeben hatte. Fräulein Tschaikowski mochte einige äußere Ähnlichkeiten zur Tochter des Zaren aufweisen, aber ihr ganzes Benehmen und die Aussagen der glaubwürdigeren Zeugen entlarvten sie als Hochstaplerin. Eine beachtliche Zahl von Gefolgsleuten unterstützte Fräulein Tschaikowski jedoch weiterhin und tat jeden Einwand mit einem – oft hanebüchenen – Gegenargument ab. Zwar gab es Gerüchte, die Frau beherrsche die russische Sprache, aber sie weigerte sich standhaft, dafür einen Beweis anzutreten. Ihre Anhänger fanden das verständlich und verwiesen darauf, ihre schrecklichen Erlebnisse in Russland hätten bei ihr eine starke Abneigung gegen das Land und seine Sprache hervorgerufen.

Fürst Nikulin blickte in die Runde und richtete seinen Blick dann auf Selinski. »Ich habe mich damals geirrt und ich habe diesen Irrtum eingestanden. Diesmal aber bin ich mir meiner Sache sicher.«

»Wieso?«, fragte Selinski nur.

»Drei Gründe«, antwortete Nikulin. »Erstens spricht diese Frau da oben wirklich Russisch.«

Selinski lachte herzlich. »Es gibt da ein paar Millionen Frauen, auf die das zutrifft, Fürst.«

Nikulin ging nicht auf den Spott ein, sondern sagte ruhig: »Zweitens habe ich mir das Medaillon der Frau, scheinbar ihr einziger persönlicher Besitz, genau angesehen. Ich habe es wiedererkannt. Genau dieses Medaillon hat die Großfürstin Anastasia getragen, als ich im Frühjahr 1914 die Ehre hatte, mit der Zarenfamilie zu speisen.«

»Ein ausgefallenes Medaillon?«, erkundigte sich Selinski.

»Es zeigt ein russisches Kreuz.«

Selinski rollte theatralisch mit den Augen. »Davon gibt es in Russland fast so viele wie russisch sprechende Frauen.«

»Aber nur sehr wenige tragen auf der Rückseite die eingravierte Signatur von Rewas Sergatschow, dem kaiserlichen Hofjuwelier. Ich habe mich damals anerkennend über das Medaillon geäußert und die Großfürstin erzählte, ihr Vater habe es bei Sergatschow für sie anfertigen lassen.«

»Das klingt schon etwas überzeugender«, gestand Selinski zu. »Was ist Grund Nummer drei?«

»Ich habe in ihre Augen gesehen, es sind Romanow-Augen!«

»Fast hätten Sie mich überzeugt, Fürst«, sagte Selinski mit einem Lächeln, das kurz davor stand, in ein abfälliges Grinsen umzuschlagen. »Fast! Aber ein Blick in die Augen ist für mich kein Argument.«

Nikulin nickte. »Ich habe mit dieser Reaktion gerechnet und verstehe sie. Nach der Schlappe mit Fräulein Tschaikowski können wir uns nicht noch einen Missgriff leisten. Sonst würden wir in der Öffentlichkeit jede Glaubwürdigkeit verlieren. Darum ersuche ich Sie, nichts über den Gast unseres Freundes Tarnawski an die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Ich bin überzeugt, dass ich vorhin der Großfürstin Anastasia gegenüberstand. Aber das der Öffentlichkeit zu beweisen, wird schwierig sein, solange sie sich in Schweigen hüllt. Das größte Zutrauen scheint sie zu Andrej Alexandrowitsch zu haben. Ihn bitte ich deshalb, sich näher mit seinem Gast zu befassen.« Der Fürst wandte sich direkt an Tarnawski. »Mein Freund, vielleicht gelingt es Ihnen, die Großfürstin zum Sprechen zu bewegen. Sie würden der Sache Russlands damit einen unschätzbaren Dienst erweisen!«